

Weil es
Liebe
ist

it



Michael Müller

Die schönsten Geschichten

Weil es Liebe ist, erleben Menschen die schönsten und unvergesslichsten Gefühle, machen die verrücktesten Sachen und geraten in die absurdesten Verwicklungen. Kein Wunder also, dass über die Liebe so viel geschrieben wird. Über die Liebe an sich und die Sehnsucht nach ihr, über das Suchen und Finden – und über das Verlieren. »Was uns vor allem an der Liebe berührt, ist ihre Vergänglichkeit.« (*Jeffrey Eugenides*)

Dieser Band versammelt die schönsten Geschichten über die Liebe heute. Mit Texten von Lily Brett, Judith Hermann, Ralf Rothmann, Daniel Kehlmann, Albert Ostermaier und vielen anderen.

Nadja Mayer studierte Germanistik, Philosophie, Theater-, Film- und Fernsehwissenschaften in Frankfurt am Main. Sie arbeitet als freie Texterin und Autorin. 2011 wurde sie mit dem Caroline-Schlegel-Förderpreis für Essayistik ausgezeichnet.

Weil es Liebe ist
Die schönsten Geschichten

HERAUSGEGEBEN VON
NADJA MAYER

Insel Verlag

Umschlagabbildung: Michael Mullan

Erste Auflage 2014
insel taschenbuch 4230
Originalausgabe

© Insel Verlag Berlin 2014

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,
vervielfältigt oder verbreitet werden.

Quellennachweise am Schluss des Bandes
Vertrieb durch den Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Umschlag: Cornelia Niere, München
Satz: Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn
Druck: Druckhaus Nomos, Sinzheim

Printed in Germany

ISBN 978-3-458-35930-2

INHALT

Ralf Rothmann, <i>Strange Little Girl</i> ...	9
Lily Brett, <i>Liebe</i> ...	27
Albert Ostermaier, <i>reisebegleiter</i> ...	42
Botho Strauss, <i>Verkennung</i> ...	44
Daniel Kehlmann, <i>Wie ich log und starb</i> ...	46
William Carlos Williams, <i>This is just to say</i> ...	74
Camille de Peretti, <i>Thérèses Zimmer, 3, 23 Uhr 00</i> ...	76
Nadja Mayer, <i>Matching-Punkte</i> ...	78
David Levithan, <i>woo, v. umwerben, V.</i> ...	89
J.-P. Toussaint, <i>Prag</i> ...	90
Judith Hermann, <i>Sonja</i> ...	93
Kurt Drawert, <i>Aber die Liebe ist nur eine Einbildung</i> ...	119
Peter Stamm, <i>Der Lauf der Dinge</i> ...	120
Angelika Overath, <i>Kirschbäume und frühe Zweifel</i> ...	135
Max Frisch, <i>Skizze eines Unglücks</i> ...	138
Ernst Jandl, <i>liegen, bei dir</i> ...	163
Miranda July, <i>Etwas, das nichts braucht</i> ...	164
Nachwort ...	197
Quellennachweise ...	203

LILY BRETT

Liebe

Ich war immer auf die Liebe erpicht. Ich bin es heute noch. Ich bin eine unheilbare Kupplerin. Meine erfolglosen Kuppelversuche scheinen mich nicht abzuschrecken. Im jüdischen Leben waren die Heiratsvermittler immer hochgeachtet. Sie werden als Menschen angesehen, die Gottes Werk verrichten. Ich war eine schreckliche Versagerin in dieser geistlichen Kunstform.

Ich habe Leute verkuppelt, die einander gleich danach nicht mehr ausstehen konnten, und ich habe Leute verkuppelt, die drei Jahre gemeinsamen Ehelebens brauchten, bevor sie sich zu hassen begannen. Ich habe Freunde einander vorgestellt und Menschen, die einander ebenso fremd waren wie mir. Ich habe mich bei zufriedenen Singles eingemischt und ihnen zu verstehen gegeben, ihre Zufriedenheit würde bald ein Ende finden, wenn sie nicht den Menschen kennenlernten, den ich für sie vorgesehen hatte.

Ich habe mir überlegt, Liebestränke zu mischen, und habe alte Mythen ausprobiert. Gimpels Hoor schien sehr vielversprechend zu sein. Dem Mythos zufolge schwor Gimpel, ein alter Jude, auf seine Methode. Man nahm ein Haar der einen Person, schnitt es in kleine Stücke, mischte es unter das Essen und sorgte dafür, daß die andere Person es aß. Diese Person würde sich dann sicherlich in den Spender des Haares verlieben. Garantiescheine für den Erfolg gab es nicht. Ich habe es mit Gimpels Hoor mehrmals versucht. Dem Mythos zufolge konnte das Haar von jedem Körperteil stammen. Ich pro-

bierte es mit Kopfhaaren, Achselhaaren, Schamhaaren. Nichts hat funktioniert.

Vor kurzem habe ich versucht, meinen Vater zu verkuppeln. Ich würde allerdings jedem davon abraten, Vater oder Mutter verkuppeln zu wollen.

Mein Vater lebte wieder allein in Melbourne. Ich wußte, daß er einsam war. Der Gedanke daran war mir unerträglich. Ich wußte, er wäre ein anderer Mensch, wenn es jemanden gäbe, mit dem er etwas unternehmen und gemeinsame Erlebnisse teilen könnte. Ich schlug ihm vor, einem jüdischen Verein beizutreten, aber er ärgerte sich über meinen Vorschlag. »Mir geht's gut, so wie es ist«, sagte er. Aber er hörte sich nicht gut an. »Jeden Tag dasselbe«, sagte er jedesmal, wenn ich ihn anrief. Er langweilte sich, und er war einsam.

Er versuchte, Arbeit zu finden. Er bewarb sich um einen Job als Zuschneider, eine Tätigkeit, die er vor Jahrzehnten in Kleiderfabriken ausgeübt hatte. Er log, was sein Alter betraf. Er behauptete, neunundsechzig zu sein statt neunundsiebzig. Er hatte keinen Erfolg. Zweimal hieß es, man sei an seiner Bewerbung interessiert und würde zurückrufen. Doch die Jobs gingen an jüngere Leute.

Ich verstand nicht ganz, warum er nicht bereit war, freiwillig in einer Hilfsorganisation mitzuarbeiten. Für ihn war das, glaube ich, ein Zeichen seiner Wertlosigkeit. Ein bezahlter Job, wie gering die Bezahlung auch gewesen wäre, hätte bedeutet, daß er immer noch etwas wert war, daß er noch über Qualitäten und Fähigkeiten verfügte, die geschätzt wurden. Woche für Woche studierte er die Zeitschrift *Age* auf der Suche nach Arbeit. Zuschneider wurden nur sehr selten gesucht, und wenn, dann bekam er den Job nicht.

Ich entschied, daß die Lösung eine Ehefrau wäre, und begab mich auf die Suche. Ich rief Freunde in Melbourne an und fragte, ob sie vielleicht eine alleinstehende Frau kennen würden, die ich mit meinem Vater bekannt machen könnte. Diese Frage schien die Leute zu verblüffen. Selbst jene, die eine verwitwete Mutter hatten, schienen kein großes Interesse daran zu haben, aktiv zu werden.

Ich erwog eine Anzeige in den *Jewish News*. Ich fragte meine beste Freundin, ob sie die Antworten sichten würde. Sie sagte zu, aber sie war auch besorgt. Sie sagte, sie sei sich nicht sicher, welche Art von Frau ich suchte.

»Eine sehr nette«, sagte ich.

»Großartig«, sagte sie. »Sie werden alle sehr nett sein. Könntest du dich vielleicht etwas präziser äußern?«

Ich dachte an präzisere Dinge. Wie alt sollte sie sein? Ich fragte meinen Sohn nach seiner Meinung.

»Eine, die jünger ist als Grampa, finde ich«, sagte er. »Es sollte keine sein, die schon von Anfang an Grampas Hilfe in Anspruch nehmen muß.« Ich fand, daß er recht hatte.

»Wie wär's mit siebzig?« sagte ich.

»Wie wär's mit sechzig?« sagte mein Sohn.

»Sechzig, das ist nur ungefähr zehn Jahre älter als ich«, sagte ich. »Das kommt mir unziemlich vor.«

»Ich finde nicht, daß sechzig unziemlich wäre«, meinte mein Mann. »Das findest du bloß, weil er nicht dein Vater ist«, sagte ich. Etwas Präziseres als jemand Nettes fiel mir nicht ein. Ich konnte mich noch nicht einmal auf ein gewünschtes Alter festlegen. Wir haben nie inseriert.

Doch ich hörte von einer Frau. Eine Bekannte erzählte mir von ihr. Für mich klang sie genau richtig. B. war Mitte bis

Ende Sechzig. Nicht zu alt und nicht zu jung. Und sie wohnte nur wenige Häuserblocks von meinem Vater entfernt. Sie war intelligent, aber keine Intellektuelle. Sie war kultiviert, aber nicht überkultiviert. Sie war verwitwet, und sie reiste gern. Ich stellte mir vor, wie mein Vater mit B. nach New York kommen würde, um uns zu besuchen. Ich hatte Phantasien von B. und meinem Vater, wie sie dem Melbourn Winter in Queensland entfliehen.

Ich rief B. von New York aus an. Ich erklärte ihr die Situation. Ihre Freundin hatte ihr mitgeteilt, daß ich sie anrufen würde. Sie war mir sympathisch. Sie war wohlartikuliert und geschickt. Ursprünglich kam sie aus England. Seit dreißig Jahren lebte sie in Australien.

Ich erzählte ihr ein bißchen über meinen Vater. Oder zumindest hatte ich das vor. Statt dessen redete ich länger als eine Stunde ununterbrochen über ihn. Als ich fertig war, gab es keinen Mann der Welt, der meinem Vater in bezug auf Freundlichkeit, Geduld, Toleranz, Zärtlichkeit, Wärme und Großzügigkeit das Wasser hätte reichen können. B. sagte, sie könne es kaum erwarten, ihn kennenzulernen. Wie es der Zufall wollte, fuhr ich für eine Lesereise nach Australien. Ich vereinbarte mit B., sie in zwei Wochen, nach meiner Ankunft in Melbourne, anzurufen.

»Wie sieht sie aus?« sagte mein Sohn, als ich ihm das erzählte.

»Ich hätte sie doch nicht fragen können, wie sie aussieht«, sagte ich. »Das wäre unhöflich gewesen.« Und dann hielt ich ihm einen Vortrag darüber, wie unwesentlich das Aussehen eines Menschen ist, wenn es um die Liebe geht. »Es geht um bedeutendere Dinge als das Aussehen«, sagte ich.

»O ja«, sagte er. »Deshalb hast du auch zwei gutaussehende Burschen geheiratet.«

»Was wird Grampa dazu sagen?« fragte meine jüngste Tochter.

»Ich bin mir nicht sicher«, sagte ich. Mein Vater hatte keine Ahnung von meinen Plänen. Ich wußte, daß er nicht damit einverstanden wäre. Wie ich ihn dazu bringen könnte, B. kennenzulernen, sollte mir noch einiges Kopfzerbrechen bereiten.

Schließlich fragte ich ihn, ob er mir versprechen würde, etwas für mich zu tun, ohne genau zu wissen, was es war. Er war sehr mißtrauisch. »Es geht nur um zwei oder drei Stunden deiner Zeit«, sagte ich. »Es wird dir nichts geschehen.«

»Bist du sicher?« sagte er.

Als er erfuhr, worauf er sich eingelassen hatte, wurde er furchtbar wütend. Er wollte das Ganze rückgängig machen. Aber ich ließ ihn nicht. »Hast du ihr gesagt, daß ich kein Geld habe?« sagte er.

»Ich habe ihr alles gesagt«, sagte ich. Er zählte die Quellen seines Einkommens auf.

»Hast du ihr das gesagt?« sagte er.

»Ich bin nicht so ins Detail gegangen«, sagte ich. »Aber im großen und ganzen weiß sie Bescheid.« Zwei Tage später war er immer noch böse. »Wie konntest du mir das antun?« sagte er.

»Ich habe das aus Liebe zu dir getan«, sagte ich. Er schnaubte.

»Ich glaube, wir sollten zu dieser Verabredung von B. und meinem Vater mitgehen«, sagte ich zu meinem Mann.

»Du und ich?« sagte er.

»Das habe ich mit wir gemeint«, sagte ich.

»Warum?« sagte er.

»Ich weiß es nicht«, sagte ich. »Ich habe so ein Gefühl im Bauch.«

Mein Mann ist meinen Gefühlen im Bauch immer gefolgt. Nicht alle haben sich als richtig erwiesen. Zögernd erklärte er sich einverstanden. Mein Vater war sehr erleichtert, als ich ihm mitteilte, daß mein Mann und ich bei seiner Verabredung mit B. dabei sein würden. »Danke schön«, sagte er. Er sah so dankbar aus, daß mein Vertrauen in die ganze Angelegenheit zu schwinden begann.

Ich rief B. an, um eine Verabredung zum Abendessen zu treffen. Es war Sonntag. Ich schlug Donnerstag vor. »Sagen wir Donnerstag in einer Woche?« sagte sie. »Um ehrlich zu sein, ich muß zum Friseur. Ich muß mir die Haare mal wieder schneiden lassen. Und neue Schuhe brauche ich auch.«

»Machen Sie sich nicht zuviel Mühe«, sagte ich, »Mein Vater ist sehr ungezwungen. Er ist kein förmlicher Mensch.«

Mein Vater wurde noch ungezwungener, als er von dem Aufschub von einer Woche hörte. »Vielleicht solltest du dir auch die Haare schneiden lassen«, sagte ich zu ihm.

»Okay, okay«, sagte er.

»Und hast du gute Schuhe?« fragte ich ihn.

»Selbstverständlich«, sagte er. »Aber ich werde mich nicht herausputzen. Ich gehe so, wie ich bin, ein einfacher Mann. Ich ziehe die Hose und die Schuhe an, die ich immer an habe.«

»Du meinst doch nicht die Hose, die du jeden Tag trägst«, sagte ich.

»Doch«, sagte er. »Das ist eine gute Hose.«

»Die war vielleicht vor zehn Jahren gut«, sagte ich. »Bitte zieh' deinen Anzug an.«

»Vielleicht«, sagte er.

Ich rief B. ein paarmal an, damit sie sich mit mir wohler fühlte. Ich glaubte, das würde beruhigend wirken. Ich mochte sie wirklich gern. Mein Mann telefonierte mit ihr. Auch er mochte sie gern. Für mich schien sie die perfekte Frau für meinen Vater zu sein. Es störte sie nicht, daß er kein wohlhabender Mann war. Sie liebte die Geschichten, die ich ihr über ihn erzählte. »B. wird sehr gut in unsere Familie passen«, sagte ich zu meiner älteren Tochter, als sie aus New York anrief.

Mein Vater fragte mich viermal, ob wir das Essen nicht absagen könnten. Wir hatten in einem ruhigen, sehr guten Restaurant am Stadtrand einen Tisch für vier Personen bestellt. Wir hatten vereinbart, uns dort um sieben Uhr zu treffen. Ich hatte meinem Vater versprochen, um sechs Uhr fünfundvierzig da zu sein.

Am Tag der Verabredung rief mein Vater mich um fünf Uhr nachmittags an. Er war in Panik.

»Stimmt was nicht?« sagte ich.

»Ich habe ein kleines Problem«, sagte er. »Du bist schuld. Du wolltest, daß ich einen Anzug trage. Also habe ich den Anzug in die Reinigung gebracht.«

»Sie haben ihn doch nicht etwa verloren?« sagte ich. Ich wußte, daß für einen neuen Anzug keine Zeit mehr blieb.

»Nein«, sagte mein Vater. »Der Anzug ist sogar sehr schön geworden.«

»Was ist es dann?« sagte ich. Ich spürte, wie mein Blutdruck stieg, während ich mich für das Problem wappnete.

»Was es ist«, sagte mein Vater, »ist, daß der Reißverschluß an der Hose kaputtgegangen ist. Könnte ich nicht meine graue Hose anziehen?«

»Die, die du jeden Tag anhast?« sagte ich. »Nein, das könntest du nicht.«

»Und die blaue Hose?« sagte er.

»Die hellblaue Hose, die du in Florida anhattest? Die würde dumm aussehen«, sagte ich in einem schärferen Ton als beabsichtigt. »Ich weiß nicht, was wir tun können«, sagte ich.

»Es ist Viertel nach fünf«, sagte mein Vater. »Ich springe jetzt ins Auto und versuche, den Schneider in der Alma Road zu erwischen.« Er legte auf, und ich fragte mich, wie lächerlich seine hellblaue Hose zu seiner anthrazitfarbenen Anzugjacke aussehen würde. Absolut lächerlich, entschied ich.

Um sechs Uhr rief mein Vater noch einmal an. »Der Schneider hatte schon zu«, sagte er.

»O nein«, sagte ich.

»Mach' dir keine Sorgen«, sagte mein Vater. »Ich habe alles in Ordnung gebracht.«

»Wie?« sagte ich.

»Ich habe den Reißverschluß zugenäht«, sagte er. »Ich habe ihn zugenäht, während ich die Hose anhatte. Ich hab' kurze, kleine Stiche gemacht. Es fällt überhaupt nicht auf.« Mein Vater hat mich oft sprachlos gemacht. Ich war fast sprachlos.

»Und wenn du auf die Toilette mußt?« sagte ich.

»Ich warte, bis ich nach Hause komme«, sagte er.

Mein Vater, der sich in Melbourne bestens auskennt, fragte noch einmal, wo genau das Restaurant sei. Ich sagte es ihm noch einmal. »Wie finde ich dich in dem Restaurant?« sagte er.

»Es ist nicht sehr groß«, sagte ich. »Du siehst mich schon.«

»Wo wirst du sitzen?« sagte er.

»Keine Ahnung«, sagte ich. »Aber ich verspreche dir, vor dir dort zu sein. Ich werde die Tür im Auge behalten. Dann sehe

ich dich, sobald du hereinkommst.« Er klang sehr nervös, und ich war auch aufgeregt. »Fahr' vorsichtig«, sagte ich zu ihm.

»Wäre es nicht wunderbar«, sagte ich zu meinem Mann, »wenn sich herausstellte, daß die beiden sich gesucht und gefunden haben?«

»Wir brauchen nicht mehr lange zu warten, um das herauszufinden«, sagte mein Mann. »In zehn Minuten sollten beide hier sein.« Wir saßen an einem Tisch, von dem aus man den Eingang des Restaurants genau überblicken konnte. Ich ließ die Tür nicht aus meinen Augen. »Ich kann nicht glauben, daß er mit einem zugenähten Reißverschluß hier ankommt«, sagte ich. »Ich hätte ihm einen neuen Anzug kaufen sollen.«

»Das hätte er dich nicht lassen«, sagte mein Mann.

Ich fragte mich gerade, ob ich noch schnell auf die Toilette verschwinden könnte, als mein Vater hereinkam. Ich mußte zweimal hinsehen. So elegant hatte ich meinen Vater seit Jahren nicht gesehen. So gutaussehend. So schneidig. So vornehm. Er trug ein gestärktes weißes Hemd zu seinem Anzug. Und eine blaßgraue Seidenkrawatte mit dunkelgrauen und schwarzen Tupfen.

Er sah uns sofort.

»Du siehst fabelhaft aus«, sagte ich zu ihm.

»Jaja«, sagte er.

»Die Haare hast du dir auch schneiden lassen«, sagte ich.

»Ja, ich war beim Friseur«, sagte er. »Da ist ja wohl nichts dabei.« Unter der Schneidigkeit und dem strahlenden Äußeren wirkte er nervös. Es war die Nervösität eines Schuljungen. Eine Nervosität, die einen krank aussehen läßt. »Ich hätte nie damit einverstanden sein sollen«, sagte er. »Ich hätte mich nie

von dir überreden lassen sollen. Aber du könntest ja jeden zu allem überreden.«

»Das Schlimmste, was passieren kann, Dad«, sagte ich, »ist, daß wir gemeinsam ein gutes Essen genießen.« Er stand auf. Einen Augenblick lang dachte ich, er würde gehen. »Siehst du meine Änderungen?« sagte er. Ich wußte nicht, wovon er sprach, dann fiel mir der Reißverschluß ein.

Ich wußte nicht, was ich tun sollte. Man kann in der Öffentlichkeit wohl kaum den Schritt seines Vaters inspizieren. Die meisten Leute würden so etwas ohnehin nicht tun wollen. »Es ist zu dunkel«, sagte ich. Er beugte sich vor. Ich warf einen flüchtigen Blick darauf. »Das hast du sehr gut gemacht«, sagte ich.

»Finde ich auch«, sagte er. »Ich hatte keinen schwarzen Zwirn, also habe ich dunkelblauen genommen, aber es fällt überhaupt nicht auf.«

»Ich glaube, da ist sie«, sagte mein Mann.

»Oij, oij, oij«, sagte mein Vater. Er sah blaß aus. B. hatte mir gesagt, sie würde ein smaragdgrünes Tuch tragen. Die Frau trug ein smaragdgrünes Tuch und sah sich nervös im Restaurant um. »Oij, oij, oij«, sagte mein Vater. »Du mußt sie begrüßen.« Ich stand auf und winkte B. zu. Sie sah sehr erleichtert aus und kam auf uns zu.

B. war nicht das, was ich erwartet hatte. Das smaragdgrüne Tuch war an ihrem Hals zu einer großen Schleife gebunden. Sie trug ein leuchtend rotes, kniefreies Kleid. Sie trug große, weiße Lederschuhe und schwarze Strümpfe. Ihr Haar stand seltsam von ihrem Kopf ab. Es war eine ziemlich wild aussehende, eine Art Grunge-Punk-Frisur. Ich war mir nicht sicher, ob sie ihr Vorhaben, zum Friseur zu gehen, noch hatte ausfüh-

ren können. Ich mochte die Exzentrik ihrer Aufmachung, mir gefiel ihre verschrobene Art, sich zu kleiden. Doch die Individualität dieses Aufzugs machte auf meinen Vater keinen Eindruck. Für ihn war das alles Plunder. »Sie muß sehr arm sein«, sagte er auf jiddisch zu mir, bevor B. am Tisch eintraf. »Du mußt unbedingt ihre Rechnung bezahlen.«

Mein Vater war wie gelähmt. Er starrte unentwegt meinen Mann an. B. war schrecklich nervös. Ich schlug vor, daß wir bestellen sollten. B. suchte ihre Brille. Sie konnte sie nicht finden. Sie mußte den gesamten Inhalt ihrer Handtasche ausleeren, um die Brille zu finden. Der Tisch war von B.s Handtasche, ihrem Schlüssel, ihrem Lippenstift, ihrem Puder, einigen Papierschnitzeln und einer Pillenschachtel übersät. Sie entschuldigte sich ununterbrochen dafür, ihre Brille nicht finden zu können.

»Bestell' du für mich«, sagte mein Vater.

»Was hättest du gerne?« sagte ich.

»Irgendwas«, sagte er.

Ich versuchte, Gemeinsamkeiten zwischen den beiden zu finden. »Spielen Sie Karten?« sagte ich zu B.

»Nein«, sagte sie, »aber es macht mir nichts aus, wenn andere Leute Karten spielen.« Ihre Nervosität wirkte langsam herzerreißend. Mein Vater schien nicht fähig zu sein, B. anzusehen. »Ich spiele Karten«, sagte er zu mir.

»Ich selbst spiele auch nicht«, sagte ich zu B. »Und meine Mutter hat nie Karten gespielt.«

Das Essen kam. B. betrachtete ihren im Ganzen gebratenen Barsch mit Pommes frites und sagte: »So eine Riesenmahlzeit habe ich schon lange nicht mehr gesehen.« Dann schwieg sie verlegen, als ob sie unbeabsichtigt etwas Anstößiges gesagt

hätte. »Es ist das schönste Essen, das ich seit langem gesehen habe«, sagte sie.

»Meine Tochter speist dauernd in Restaurants«, sagte mein Vater zu mir. »Manchmal nimmt sie ihren Vater mit.« Ich hatte Kaninchenragout bestellt. Ich mag kein Ragout und esse sehr selten Kaninchen. Ich versuchte herauszufinden, welcher Teil des Kaninchens sich auf meinem Teller befand. Ich hatte Kopfweg.

Mein Mann kümmerte sich um B. Er erzählte ihr lustige Anekdoten aus New York und das eine und andere über unser Leben. »Sprechen Sie Jiddisch?« fragte er B.

»Nein, leider nicht«, sagte sie.

»Ich spreche Jiddisch«, sagte mein Vater zu mir.

Mein Vater versuchte, mit B. zu reden, aber er war so aufgereggt, daß er all sein Englisch vergaß. Die einfachsten Worte fielen ihm nicht mehr ein, und von dem, was er sagte, ergab nichts einen Sinn. B. versuchte zu verstehen, und ich versuchte zu übersetzen. Kurz bevor das Dessert serviert wurde, gaben wir auf.

Ich sprach mit meinem Vater, und B. plauderte mit meinem Mann. Mein Vater lebte auf. »Dieser Schokoladenkuchen ist wirklich ein sehr guter Schokoladenkuchen. Fast so gut wie der Schokoladenkuchen von Scheherezade«, sagte er.

»Bei Scheherezade gibt's keinen Schokoladenkuchen«, sagte ich. »Du meinst Monarch.«

»Dann meine ich eben Monarch«, sagte er. Langsam wurde er wieder der alte.

Als das Essen vorbei war, war B. soweit, meinen Mann zu heiraten. »Er ist ein wunderbarer Mann«, wiederholte sie ständig.

»Er ist wunderbar«, bestätigte ich ihr ständig.

»Wo hast du denn die aufgegabelt?« sagte mein Vater, nachdem wir B. zu ihrem Auto begleitet hatten.

»Was willst du damit sagen?« sagte ich. »Sie ist eine reizende Frau.«

»Aber wie sie aussieht«, sagte mein Vater. »Wer sieht denn so aus?«

»Bloß weil sie nicht so aussieht wie eine der perfekt frisier-ten Blondinen aus Caulfield heißt das noch lange nicht, daß sie merkwürdig ist«, sagte ich.

»Sie ist sehr merkwürdig«, sagte er. Ich war wütend.

»Wie kannst du jemand nach seinem Äußeren beurteilen?« sagte ich.

»Man braucht etwas zum Anschauen«, sagte er.

»Und für wenn hältst du dich?« sagte ich. »Cary Grant?«

Zwei Tage lang konnte ich nicht mit meinem Vater reden. Die Wut in mir empfand ich zum Teil im Namen aller Frauen, die nach ihrem Äußeren beurteilt werden. Schließlich beruhigte ich mich wieder. »Mein Vater braucht jemanden, der Karten spielt und Jiddisch spricht«, sagte ich zu meinem Mann. »Ich schätze, wir alle reagieren auf das, was uns vertraut ist«, fügte ich hinzu.

Ich rief B. an, um ihr zu sagen, daß mein Vater sie wirklich reizend gefunden habe, aber eigentlich nicht bereit sei, eine Beziehung einzugehen. Sie war sehr lieb. »Es war ein wunderbarer Abend«, sagte sie. »Es ist schon so lange her, daß ich in einem so schönen Restaurant war.« Das machte mich traurig.

Mein Vater, man muß es ihm lassen, rief B. an und sagte ihr, er habe sich sehr gefreut, sie kennenzulernen. Er habe den Abend und die Unterhaltung wirklich genossen, aber sein

Leben verlief in geregelten Bahnen und er verspürte keinen Wunsch nach Veränderung. B. sagte, falls er jemals in der Nähe wäre, sollte er bei ihr vorbeischaun. Mein Vater sagte, daß er nur selten ausgehe. Ich beschloß, mich niemals mehr in Liebesdinge einzumischen.

Juden fürchten sich vor Einmischungen in die Liebe. Bei jüdischen Hochzeiten zerbricht der Bräutigam am Ende der Trauungszeremonie ein Glas, das er meistens zertritt. Die kabbalistische Erklärung hierfür lautet, daß es Dämonen gibt, die das Glück des jungen Paares zu stören beabsichtigen, und daß durch das Zerbrechen des Glases die bösen Geister besänftigt werden.

Eine andere Erklärung ist, daß der Lärm, den das Zerbrechen des Glases verursacht, die Menschen ermahnt, sich in den glücklichen Momenten des Lebens mit nüchternen Gedanken zu maßigen. Ein Hinweis für das junge Paar, sich für alle Eventualitäten des Lebens zu wappnen.

Die australische Redbackspinne stirbt buchstäblich für die Liebe. Das sind jene Spinnen, bei denen das Weibchen das Männchen während der Kopulation verspeist. Manche Leute glauben, die Spinne stirbt für den Sex, aber ich ziehe es vor zu glauben, daß sie für die Liebe stirbt. Unlängst hat ein Wissenschaftler der Cornell University nachgewiesen, daß jene Redbackmännchen, die während der Kopulation gefressen wurden, proportional mehr Nachwuchs zeugten als die, deren Weibchen sie nicht verspeisten. Der Tod beim Sex, so behauptete der Wissenschaftler, hilft dem Redbackmännchen, seine Nachkommenschaft zu sichern, und hält das Weibchen anscheinend davon ab, von einem Rivalen befruchtet zu werden. Die *New York Times* brachte eine Geschichte über diese Ent-

deckung. Die Überschrift lautete: »Eine australische Spinnenart stirbt buchstäblich für die Liebe.«

In New York ist die Liebe ein ständig beschworener Begriff. »Ich *liebe* dich«, hört man von Leuten, die man kaum kennt. »Ich liebe dich«, »ich liebe ihn«, »ich liebe sie«. Bei den New Yorkern sitzt die Liebe sehr locker. Ich telefonierte mit einer australischen Filmproduzentin, die sich für die Filmrechte an einem meiner Bücher interessierte. Ich stellte ihr eine Frage und wartete auf ihre Antwort.

Ich wartete und wartete. Ich dachte, wir wären unterbrochen worden. Ich wartete noch ein wenig. Schließlich sagte ich: »Hallo, sind Sie noch da?« Sie war es.

»Ich bin Australierin«, sagte sie. »Wir reden erst, wenn wir etwas zu sagen haben. Ich denke über Ihre Frage nach.« Ich mußte lachen. Nach ihren Maßstäben war ich eindeutig eine exzessive, ungeduldige New Yorkerin.

Vielleicht bin ich das. Aber ich bin weit davon entfernt, zu allen Leuten »ich liebe dich« zu sagen. Meine Freundin Belinda Luscombe, die für die Gesellschaftsnachrichten des *Time Magazine* in New York zuständig ist, hatte ihren ersten Arbeitstag in der neuen Stelle, als sie einen Anruf von Tony Curtis erhielt. Belinda nahm den Anruf mit einer gewissen Beklommenheit entgegen. Dieser Posten war ihr erster guter Job in Amerika. »Hallo«, sagte sie.

»Belinda, ich *liebe* Ihre Kolumne«, sagte Tony Curtis.

NADJA MAYER
Matching-Punkte

»Bis Freitag«, hatte er gesagt. Er hatte nicht, wie sonst immer, »bis später« gesagt, was Marie jedes Mal aufs Neue irritierte, denn es stimmte nicht, bisher jedenfalls nicht. Aber heute war Freitag. Dann würde Freitag gewesen sein. Und damit alles anders. Seit sie beschlossen hatten, sich zu treffen – »in echt«, hatte sie gesagt, »live«, hatte er gesagt –, bekam ihr Leben wieder eine Richtung. Sie schlief, sie aß und atmete auf den Freitag hin. Die ungeöffnete Post, die Bücher und Zeitschriften, die sich seit Monaten auf dem Boden stapelten, die Pullover, Blusen und Röcke, die statt im Schrank auf dem Sofa, im Bad und inzwischen auch auf dem Küchenstuhl lagen, das Geschirr, der Müll, die leeren Flaschen: Alles fand allmählich wieder wie von selbst seinen Platz. Die Tage, die sich zuletzt nur noch dunkel und abgewetzt anfühlten, würden wieder leicht und hell werden. Sie würden glänzen vor Zuversicht und Glück. Ja, auch vor Glück, da war Marie ganz sicher.

Sie räumte den Tisch ab – auch dies fiel ihr im Hinblick auf den Freitag wieder leicht –, stellte ihr Glas in die Spüle und öffnete das Fenster. Im Hof spielten Kinder. Ein Mädchen sammelte Kastanien und stopfte sie in die Taschen seiner Jacke. Jedes Mal, wenn es sich bückte, um eine neue aufzuheben, fielen zwei, drei Kastanien aus den prall gefüllten Jackentaschen. Dabei merkte es gar nicht, dass es immer wieder Kastanien aufsammlte, die es zuvor bereits in seine Taschen gestopft hatte. In der Einfahrt küsste sich ein junges Paar. Die Herbstsonne warf eine langgezogene Version ihrer Umarmung in den Hof,

wo die Kastanien zwischen goldgelbem Laub lagen. Schon bald, dachte Marie, werden auch wir dort stehen. Wir werden uns in der Einfahrt verabschieden. Wolf wird dabei meinen Kopf in beiden Händen halten und mir ruhig in die Augen schauen. Er wird mir das Haar aus dem Gesicht streichen, vielleicht vorsichtig eine Wimper von meiner Wange pusten, dabei werden wir beide die Augen schließen und uns etwas wünschen – wie Paare das eben machen. Marie fiel ein, dass sie gar nicht genau wusste, welche Farbe seine Augen hatten. *Einmal abgesehen von Liebe und Zuneigung, was sind die Hauptgründe für Ihren Wunsch nach Partnerschaft?*

»Bis Freitag«, hatte er gesagt. Es lag immer etwas Raues in seiner Stimme, als sei er heiser. Marie mochte das. Wenn ihr Gespräch sich dem Ende zuneigte, stellte sie ihm oft einfach noch eine Frage, irgendeine Frage, damit sie seine Stimme länger in sich aufnehmen konnte, so wie man an Herbsttagen die letzten Sonnenstrahlen in sich aufnahm. Was siehst du von deinem Fenster aus?, fragte sie dann, oder: Hast du schon mal ein Auto mit Rechtssteuerung gefahren? Oder: Fragst du dich auch manchmal, warum es in Flugzeugen keine Fallschirme, dafür aber Schwimmwesten gibt? Manchmal konnte sie am Telefon seinen Bartschatten hören. Dies waren die Momente, in denen sie sich ihm ganz nah fühlte. Sie stellte sich dann vor, wie sie zärtlich seinen Nacken berührte, mit den Fingern diese kleine Vertiefung zwischen Schädel und Wirbelsäule kurz unterhalb des Haaransatzes suchte, wo die Haut besonders zart war, und ihn dort küsste.

»Was machst du gerade?«, wollte er immer wissen. Nachdem diese Frage sie mehrmals in Verlegenheit brachte, hatte Marie begonnen, eine Liste mit interessanten Tätigkeiten anzulegen:

Maria Callas hören. Eine Kaninchenpastete zubereiten. Gedichte von Benn lesen. Blumen auf dem Balkon umtopfen. Im aktuellen Ausstellungskatalog von Andreas Gursky blättern. Durch den Regen laufen. Es sollte alles so normal wie möglich, aber doch auch irgendwie interessant klingen. Es machte Marie Spaß, sich diese Dinge auszudenken. Und sie war überrascht, wie bunt und abwechslungsreich ihr Alltag hätte sein können. Tatsächlich aber wartete sie. Auf seine Anrufe. Und darauf, dass endlich etwas passieren würde in ihrem Leben. Genau genommen saß Marie seit Monaten in einem riesigen Wartesaal, in dem die Zeit nur sehr langsam verging. Sie kannte inzwischen jedes Detail der Maserung des Holzes, aus denen die Sitzbänke gefertigt waren, sie wusste, wie viele Bodenfliesen es in der Halle gab und auch, wie viele helle, wie viele dunkle und wie viele mit einem Riss, und sie war bestens vertraut mit den Bewegungen des Sekundenzeigers der gewaltigen Wanduhr, der immer kurz innehielt, bevor er mit einem Ruck die nächste Runde begann. Während sie erneut die Zigarettenkippen zählte, die in der Halle lagen, und die Anzahl der Filterzigaretten mit der Zahl der filterlosen verglich, vergaß sie gelegentlich für einen Augenblick, worauf sie eigentlich wartete. *Was, glauben Sie, könnten Menschen, die Sie gut kennen, am ehesten über Sie denken?*

Linda war die Einzige, die von Wolf wusste. Sie trafen sich am Nachmittag in dem kleinen Café in der Domstraße. Hier schien die Sonne auch im Oktober noch auf die wenigen Tischen, die draußen standen. »Stell' dir vor, er trägt Socken mit Comicfiguren«, sagt Linda, während sie in ihrem Milchkaffee rührte, »oder er hat sein Handy in so einer spießigen Tasche am Gürtel.« »Andreas hat ein Tattoo und du kannst Tattoos

nicht ausstehen«, entgegnete Marie. »Das ist was anderes. Außerdem ist es ein kleines Tattoo. Ein sehr kleines.« »Andreas hört im Auto Simple Minds«, machte Marie weiter. Im Studium hatten Linda und Marie sich geschworen, dass sie niemals etwas mit einem Typen anfangen würden, der ein Tattoo hatte, der Simple Minds hörte oder dem Haare auf dem Rücken wuchsen. Sie rückten ihre Stühle aus dem Schatten. In einer halben Stunde würde die Sonne ganz hinter den Häusern verschwunden sein. Linda spielte mit ihrem Handy. Sie streichelte das Display, als hielte sie etwas sehr Kostbares in der Hand. »Vielleicht ist er militanter Vegetarier«, fuhr sie fort, »oder er kniffelt gerne.« »Er macht was?!« »Vielleicht hat er auch einen Ordnungsfimmel.« Linda kickte eine Kastanie weg. Sie blieb auf dem Asphalt neben dem Reifen eines parkenden Autos liegen. Mit ihrem großen, hellen Fleck sah sie aus wie ein unförmiger Zehennagel. »Vielleicht hat er auch ungepflegte Füße.« Lindas rotes Haar leuchtete in der Sonne. »Oder er hängt beim Essen die Zunge so komisch raus wie der Typ neu-lich in der Pizzeria.« Linda streckte ihre Zunge so weit es ging heraus und leckte den Rand ihrer Tasse ab. Lindas Mutmaßungen machten Marie nervös. Sie nahm ihr das Handy aus der Hand. »Wie oft habt ihr eigentlich schon telefoniert?« »So ungefähr dreihundertachtundfünfzig Mal.« Es waren ganz genau dreihundertachtundfünfzig Mal – die Nachrichten auf dem Anrufbeantworter nicht mitgezählt –, denn Marie führte darüber eine Liste. »Was?! Und wie lange kennt ihr euch schon?« »Ein knappes Jahr.« Eine Taube näherte sich ihrem Tisch. Marie zuckte mit dem linken Fuß, aber die Taube hüpfte flink zur Seite. Sie warf mit einem Stück Würfelzucker nach dem Vogel. Die Taube öffnete ihre Flügel kurz, tippelte in Rich-

tung Bordsteinkante, beugte Marie schräg von unten und machte sich an einem Papier zu schaffen, das auf dem Gehweg lag. *Ihr Matching-Ergebnis ist trotz zahlreicher Unterschiede vielversprechend. Sie sollten unbedingt Kontakt aufnehmen.*

»Ich hatte gestern einen komischen Traum. Ich gehe über eine Brücke. Das Geländer dieser Brücke ist übersät mit Vorhängeschlössern in allen Größen. Ein wildes Gewucher aus farbigem Metall. Solche Liebesschlösser wie es sie auch am Eisernen Steg gibt. Ich bin etwa auf der Mitte der Brücke, als ein Paar gerade ein dickes rotes Schloss anbringen will. In diesem Moment kracht die Brücke unter der Last der vielen Metallschlösser zusammen. Erst biegen sich die grünen Eisengeländer. Dann reißt wie in Zeitlupe in der Mitte der Asphalt auf, weil die darunterliegenden Träger gebrochen sind. Das Paar rutscht mitsamt seinem unangebrachten Schloss in die Tiefe. Und ich mit ihnen. Direkt in den eiskalten Fluss. Als eine Möwe auf einer Eisscholle an mir vorbeitreibt, wache ich auf.« Linda zuckte mit den Schultern. »Träume sind so.« »Weißt du, was auf dem Schloss stand?« »Keine Ahnung. Marie und Wolf?« »Nein. Bananen und Magerquark.« Linda schaute Marie fragend an, dann prusteten beide los.

Im Mai hatten sich Marie und Wolf schon einmal verabredet. Seine Mutter sei plötzlich krank geworden, erklärte er später, und er habe kurzfristig nach Innsbruck fahren müssen. Ein Mann, der sich um seine kranke Mutter kümmert, kann kein ganz schlechter Mensch sein, dachte Marie damals. »Wenn er es nicht ist, ist es ein anderer«, meinte Linda jetzt, »irgendwo auf dieser Welt läuft sie genau in diesem Moment herum, die Liebe deines Lebens. Er sitzt vielleicht auch gerade in einem Café und plant mit einem Freund den nächsten Ski-

urlaub. Oder er erzählt seinen Kollegen einen Witz. Vielleicht fliegt er auch gerade nach Chicago zu einem wichtigen Termin.« »Meinst du wirklich?« »Na, klar. Alles ist möglich. Ihr müsst euch nur noch finden.« Linda reckte ihr Gesicht in die Sonne und schloss die Augen. »Ich mag keine Typen, die Witze erzählen.« Marie löffelte die letzten Milchschaumreste aus ihrer Tasse. *Wenn Sie einander mit Toleranz begegnen, werden Sie eine harmonische Beziehung aufbauen können.*

»Denkst du, dass er diesmal kommt?«, fragte sie unvermittelt und ohne ihren Blick von der Tasse zu wenden. Die Frage war nicht direkt an Linda gerichtet. Eher an die leere Tasse mit den Resten von Milch und Kaffee. An die Bäume auf dem Platz gegenüber. An die Kastanie, die aussah wie ein hässlicher Fußzehl. An den Tisch, die Taube, den langen Schatten, den der Bistrostuhl auf die Straße warf, und den Zuckerwürfel, der unter dem Tisch glitzerte. Viel lieber wäre es ihr gewesen, sie hätten sich in einer Kneipe kennengelernt oder an der Kinokasse oder im Zug. Sie glaubte an den Zufall. Sie wollte nicht suchen. Sie wollte, dass die Liebe sie traf wie ein Blitz und nicht wie das Ergebnis von Matching-Punkten.

»Mein Großvater hatte über zwanzig Jahre lang ein Verhältnis«, Linda begann wieder, mit ihrem Handy zu spielen. »Ich glaube schon, dass er meine Großmutter liebte, aber dieser anderen Frau schien er regelrecht verfallen zu sein. Sie war nicht mal besonders hübsch und mindestens zehn Jahre älter als er. Er lernte sie kennen, als er meine Großmutter im Krankenhaus besuchte. Sie war die Oberschwester. Später ist sie an Krebs gestorben. Mein Großvater ist nach ihrem Tod jede Woche zum Friedhof gegangen. Er hat irgendwelche Wörter auf kleine, flache Steine geschrieben und sie dann auf ihr Grab ge-

legt. Das hat meine Großmutter einmal gesehen. Da ist dann alles aufgefliegen. Aber die beiden sind trotzdem zusammengeblieben.« »Warum macht man so was?« Linda zögerte. »Weil es Liebe ist?« »Oder weil man nicht anders kann.« »Kommt vielleicht am Ende auf dasselbe heraus.«

Marie beobachtete am Nebentisch zwei Männer in grauen Arbeitsanzügen. Der ältere von beiden hatte zwei schiefe Buchstaben auf seinen Unterarm tätowiert. Er rührte geräuschvoll in seiner Tasse und redete laut. »Dann sie so: Soll ich deine Nummer löschen?« »Hast du gesagt?« »Nein. Hat sie gesagt, verstehst du? Ich sage: So oft treffen ist nicht gut für mich. Verstehst du?« »Hast du gesagt?« »Ja. Habe ich gesagt. Dann sie: Soll ich deine Nummer löschen?« »Hast du gesagt?« »Nein! Das hat Susanne gesagt.« Sein Handy klingelte. *Warum, glauben Sie, haben Sie den richtigen Partner noch nicht gefunden?*

Die Sonne war jetzt endgültig verschwunden, und es wurde kühl. Marie und Linda zahlten und gingen Richtung Park. Marie fiel ein Paar auf. Der Mann war dunkelhäutig, hatte einen kleinen, schwarzen Lederhut auf und einen hellblauen Anzug an. Dazu trug er ein orangefarbenes Hemd. Vor sich hielt er einen Topf mit einer Palme. Die Frau, die ihn begleitete, trug ein hellblaues Kleid und eine orangefarbene Lederjacke. Auf ihrer Wange breitete sich ein dunkler Fleck aus, der fast bis zum Auge reichte und Marie an eine Insel erinnerte. Vielleicht, dachte Marie, liebte die Frau diesen Mann so sehr, dass sich sogar die Farbe ihrer Haut allmählich an seine anpasste. Sie schaute den beiden nach. Die grünen Wedel der Pflanze ragten weit über den Kopf des Mannes und wippten wie der Sicherheitswimpel an einem Kinderfahrrad. »Ich kannte mal jemanden«, lachte Linda und hakte sich bei Marie

ein, »der hat immer, wenn ich etwas erzählt habe, meine Sätze fertig gesprochen. Das hat mich wahnsinnig gemacht. Ich habe irgendwann angefangen, mir mitten im Satz ein unerwartetes Ende auszudenken und komische Wörter zu benutzen. Nur, damit er danebenlag. Das konnte nicht gutgehen.« Marie musste an Tom denken, ihren ersten Freund. Sie fuhren nach Sizilien, hatten kaum Geld, schiefen am Strand und liebten sich in dem alten, unbequemen, grünen Passat, den Tom von seinen Eltern zum Abitur bekommen hatte. So fühlt sich Glück an, hatte sie damals gedacht und trotzdem gewusst, dass sie Tom irgendwann verlassen würde. Weil sie nicht glauben konnte, dass das schon das Glück, ihr ganzes Glück, hatte sein sollen. *Aufgrund Ihrer beider Vorlieben und Gewohnheiten wird es in Ihrer Partnerschaft niemals langweilig.*

»Hast du das mit der Zahl eigentlich herausbekommen?«, fragte Linda zum Abschied. Als Marie und Wolf auf dem Partnerportal zum ersten Mal Kontakt miteinander aufnahmen, hieß Wolf noch *handsome*⁶⁹. Bis heute war Marie nicht sicher, ob die Zahl für sein Geburtsjahr, eine sexuelle Vorliebe oder für irgendetwas anderes stand. Eigentlich war es ihr auch egal. »Ist sein Geburtsjahr«, sagte sie und küsste Linda auf die Wange. »Vielleicht steht er ja gleich im Supermarkt an der Kasse hinter dir.« »Wer?!« »Na, dein Traummann. Vielleicht triffst du ihn, während du darauf wartest, dass dieser Wolf kommt.« Marie war sicher, dass nichts geschehen würde, weil nichts geschehen konnte, solange sie wartete.

Als sie nach Hause kam, kontrollierte sie als Erstes den Anrufbeantworter. Er blinkte nicht, und sie beschloss, dies für ein gutes Zeichen zu halten. Wolf würde um kurz nach neun am Hauptbahnhof ankommen.

Da Marie keine Postleitzahl angegeben hatte, waren ihr nach der Anmeldung auf dem Partnerportal insgesamt 931 Vorschläge angezeigt worden. Darunter ein Tierarzt aus Flensburg, ein IT-Manager aus Überlingen, ein Dipl.-Ing. Landespflege aus Aachen und ein Akademiker in leitender Position aus Dresden. Fein säuberlich sortiert nach sogenannten Matching-Punkten. Aus irgendeinem Grund fing sie ganz hinten an, so wie sie auch den SPIEGEL jede Woche von hinten zu lesen begann. Ganz hinten waren die Männer, mit denen es am wenigsten Übereinstimmungen gab. Vielleicht war das ein Fehler, überlegte Marie. Wolf war der vorletzte. Die größte Übereinstimmung gab es bei »Pragmatismus«: hier hatte Marie 91 und Wolf 85 Punkte. Bei allen anderen Merkmalen sah es schlechter aus. Besonders der Aspekt »Seelische Energie«, unter dem Marie sich nicht wirklich etwas vorstellen konnte, war auffällig: Hier hatte sie 123 Punkte, Wolf jedoch nur 61. *Welche Rolle spielt Sexualität für Sie in der Partnerschaft?*

Es war bereits dunkel, als Marie die belebte Bahnhofshalle betrat. Eine riesige Leuchtreklame tauchte den Bereich vor der Anzeigetafel in warmes Licht. Der Zug aus München würde an Gleis 9 ankommen und hatte keine Verspätung. Es roch nach dünnem Kaffee, nach Backwaren, heißen Würstchen und Metall. Marie mochte Bahnhöfe. Die großen Abschiede, das Wiedersehen. Taschentücher und Rosen. Tränen und Lachen. Die Eile. Der Übergang. Das Warten, das hier ständig zwischen Zuversicht und Vergeblichkeit hin und her pendelte. Marie schaute auf die Uhr. Vielleicht würde Wolf genau in diesem Moment auch auf die Uhr schauen. Marie ging noch rasch in die Bahnhofsbuchhandlung. Um sich abzulenken, nahm sie ein englisches Musikmagazin aus dem Regal. Direkt neben ihr

stand ein Mann in einer braunen Wildlederjacke, seine Tasche stand auf dem Boden zwischen seinen Füßen. Er blätterte in einem Pornoheft. Verstohlen beobachtete Marie, wie der Mann in aller Ruhe die Fotos in dem Heft inspizierte, und hatte große Lust, ihn dabei zu stören. Sie wunderte sich über dieses Gefühl, legte das Musikmagazin weg und verließ die Buchhandlung.

Die Türen des Zugs öffneten sich mit einem lauten Zischen. Marie beobachtete eine arabische Familie, die unzählige Kisten und Koffer aus dem Zug auf den Bahnsteig wuchtete und damit sofort den Zorn der Mitreisenden auf sich zog. Ein älterer Mann stolperte fast über einen langen Gegenstand, der eingewickelt in Plastikfolie zwischen den Gepäckstücken auf dem Bahnsteig lag. Jeder konnte Wolf sein. Ein dunkelhaariger Mann im blauen Parka kam jetzt in langen Schritten auf Marie zu. Er hatte eine kleine Reisetasche dabei. Zwischen den Griffen der Tasche lag zusammengerollt eine Zeitschrift. Marie meinte, das Magazin der Süddeutschen Zeitung zu erkennen. Sie blickten sich an. Der Mann hielt kurz inne und lächelte. Zumindest kam es Marie so vor. Dann ging er weiter. Sie schaute ihm nach, bis er im Gewimmel verschwand.

Auf dem Heimweg entdeckte sie in der U-Bahn den Mann aus der Bahnhofsbuchhandlung. Während er telefonierte, beobachtete er sich in der spiegelnden Fensterscheibe, strich sich über das Haar und zupfte am Kragen seiner Jacke. Er trug einen schmalen Ehering und eine große, sportliche Armbanduhr. Wahrscheinlich fuhr er jetzt nach Hause in sein langweiliges, sauberes Leben, dachte Marie. Der Mann stieg erst an der Endhaltestelle am nördlichen Stadtrand aus. Sie folgte ihm durch die Dunkelheit bis zu einer Reihenhausiedlung. Ob-

wohl in der Straße auf beiden Seiten Bäume standen, war nirgendwo auf den Gehwegen Laub zu sehen. In einer Einfahrt stand ein Eisenkorb voller Kastanien. Der Mann steuerte auf einen der Vorgärten zu. Der Bewegungsmelder tauchte den Eingang in grelles Licht. Marie konnte sehen, wie die Tür aufging und ein kleiner Junge heraussprang. Jetzt stellte der Mann seine Tasche auf den Boden, ging in die Knie und breitete seine Arme aus. In der Küche rechts neben der Eingangstür war Licht. Hinter den Kräutern auf der Fensterbank hantierte eine Frau. Marie überkam plötzlich eine eigenartige Sehnsucht nach dampfenden Töpfen. Nach dem Duft von Tomatensoße. Nach hässlichen Topflappen, nach Geschirrkloppern und langweiligen Fragen. Wie war dein Tage heute? Hast du in der Werkstatt angerufen? Haben wir noch Senf? Nach Streit um den Abwasch und nach flüchtigen Alltagsküssen. Vielleicht, überlegte Marie, nistete sich das Glück mit Vorliebe in Reihensiedlungen ein. Sie machte sich auf den Heimweg. An der Einfahrt, wo der Korb mit den Kastanien stand, zögerte sie kurz, nahm eine der glänzenden braunen Früchte heraus und steckte sie in ihre linke Jackentasche. Der Bewegungsmelder leuchtete noch, als Marie bereits in die nächste Straße einbog.

NACHWORT

Von Herzen, Zündkerzen und Blitzableitern

Liebe ist, wenn man gibt, was man nicht hat.

Jacques Lacan

Als Teenager besaß ich eine rote Schachtel voller gut gehüteter Schätze: ein winziger Kelch war darin, geformt aus dem Silberpapier eines Kaugummis; eine Spielkarte – Karo Bube –, deren rechte obere Ecke ganz zerfleddert war; ein kanariengelbes Briefchen, dicht mit blauer Tinte beschrieben; ein runder Kieselstein mit einem Loch in der Mitte; die Eintrittskarte zu einem *Uriah Heep*-Konzert und eine defekte Zündkerze. Diese Dinge waren – bis auf den Stein vielleicht – weder schön noch nützlich. Es war ihnen nicht anzusehen, dass ihnen etwas geradezu Magisches innewohnte. Ihre besondere Kraft besaßen sie nur für mich. Die Liebe hatte sie ihnen verliehen. Indem ich die Gegenstände aus meiner roten Schachtel nahm, sie in der Hand hielt und befühlte, war ich dem anderen für einen Augenblick ganz nah. Die Dinge schienen alles gespeichert zu haben: die heimlichen Blicke, den ersten Kuss, das Glück, die Sehnsucht. Mein Liebesinventar gab mir das Gefühl, die Zeit anhalten und der Flüchtigkeit habhaft werden zu können – und hinterließ doch eine Leere. Denn kaum legte ich alles wieder zurück, verschwanden auch Blicke, Kuss, Glück und Sehnsucht in der Schachtel. Am Ende waren meine Schätze nicht viel mehr als die Devotionalien eines großen, schwer zu fassenden Gefühls. Wer sich verliebt, sagt man, der droht sich zu verlieren. Auch dagegen sammelte ich vermutlich an: gegen den Verlust und die Vergänglichkeit.

Über die Liebe, so könnte man meinen, ist alles gesagt. Und dennoch vergeht kein Tag, an dem nicht irgendwo auf der Welt ein neuer Film in die Kinos kommt oder ein neuer Song die Charts stürmt, bei dem es nicht um die stärkste Zuneigung geht, die ein Mensch für einen anderen Menschen zu empfinden in der Lage ist. Auch der unglaubliche Erfolg des Albums »21« der britischen Sängerin Adele Laurie Blue Adkins beispielsweise verdankt sich, wenn man dem Presstext glauben darf, neben der herausragenden Stimme von Adele einzig einer unglücklichen Liebe. Denn soviel steht fest: Eine Liebesgeschichte, die von Erfüllung und glücklicher Zweisamkeit handelte, würde uns nicht berühren. »Wir schätzen die Liebe nicht, weil sie stärker, sondern weil sie schwächer ist als der Tod«, sagt Jeffrey Eugenides. Nicht zuletzt deshalb schreiben wir über sie.

Im Laufe des Lebens lernen wir außerdem, dass wir in der Liebe alle Anfänger sind – immer wieder aufs Neue, mit siebzig genauso wie mit siebzehn. Auch darum sind wir vermutlich so anfällig für Liebesgeschichten. Wir suchen Rat und Trost in Erzählungen, Filmen, Gedichten und Songtexten – verfasst von Anfängern wie wir. Selbst der nach allen Regeln der Kunst geschulte Geschmack kann uns dabei kurzfristig abhandeln. Sentimentaler Kitsch? Schnulze? Pathos? Egal! Im Namen der Liebe kommt uns das alles gerade recht. Man hat schon Hochschulprofessoren »Es fährt ein Zug nach Nirgendwo« pfeifen hören.

Irgendetwas sagt uns, dass es so etwas nicht gibt wie: ein bisschen Liebe. Kein: vielleicht liebe ich Dich. Liebe ist niemals vorläufig. Darin liegt ihr Versprechen, aber auch eine große

Melancholie. Liebe will Ewigkeit – und ist dabei doch endlich. Das ist zutiefst verunsichernd. In einer Zeit, in der wir ständig damit beschäftigt sind, Möglichkeiten gegeneinander abzuwägen und uns Optionen offen zu halten, sind wir für diese Verunsicherung noch anfälliger geworden. Auf der Suche nach der ultimativen Erfüllung treffen wir Entscheidungen und laufen ständig Gefahr, schon morgen etwas nicht mehr zu wollen, was wir heute für richtig halten. Im Namen der Selbstverwirklichung tauschen wir Bindung und Verbindlichkeit gegen die Möglichkeit der Wahl. Und tragen schwer an der Vergänglichkeit, die wir damit stillschweigend in Kauf nehmen.

»Liebst Du mich?«, fragte er.

»Ja«, sagte sie. »Sehr.«

»Und warum?«

»Ich weiß nicht.«

»Dann ist es gut.«

In dem Moment, in dem wir unsere Liebe begründen können – ich liebe dich wegen deiner blauen Augen, deines Humors, deiner Großzügigkeit –, beginnen wir, sie zu verraten. Wenn ihr nichts Rätselhaftes, Unbeschreibliches und eben Unaussprechliches mehr anhaftet und sie auf Alltagsmaß geschrumpft ist, droht der Liebe das Aus. Doch ohne diese Normalisierung des Ausnahmezustandes, in den uns die Liebe versetzt, könnten wir vermutlich nicht leben. Aber auch dagegen schreiben und lesen wir an: gegen das Schrumpfen, das Abklingen, das Verkümmern.

Die Liebe hebt unseren Alltag aus den Angeln. Sie veranlasst uns, Dinge zu tun, die wir sonst niemals täten. Darum ist sie nicht ohne Risiko zu haben, nicht ohne Angst, Leid und Schrecken. Und auch nicht ohne Peinlichkeiten. Die Liebe macht uns zu Helden und Verlierern. Zu Hochstaplern, Betrügern, Verrätern und Idioten. Wie weit würde man für seine Liebe gehen? Kein Motiv, das es nicht wert wäre, in ihrem Namen verteidigt zu werden. Eifersucht, Lüge, Rache, Verrat: Das ist der Stoff, aus dem die kleinen und großen Dramen der Welt gemacht sind. Bei Shakespeare genauso wie in unserer überstrukturierten, von Optionen und Entscheidungen geprägten Zeit.

»Was Prügel sind, das weiß man schon; was aber die Liebe ist, das hat noch keiner herausgebracht«, schreibt Heinrich Heine. Und weiter: »Einige Naturphilosophen haben behauptet, es sei eine Art Elektrizität. Das ist möglich; denn im Momente des Verliebens ist uns zu Mute, als habe ein elektrischer Strahl aus dem Auge der Geliebten plötzlich in unser Herz eingeschlagen. Ach! diese Blitze sind die verderblichsten, und wer gegen diese einen Ableiter erfindet, den will ich höher achten als Franklin.« Und solange er nicht erfunden ist, brauchen wir sie, die Liebesgeschichten, die uns auch deshalb trösten, weil sie uns zeigen, dass wir nicht alleine sind mit dem Gefühl, aus heiterem Himmel den Verstand zu verlieren.

Gefragt nach dem wertvollsten Stück in meiner Sammlung, würde ich ohne zu zögern die Zündkerze nennen. Dieses kleine Ding, das die silberne Vespa 125N nicht mehr zum Laufen

brachte, wurde an jenem Tag, als es dem Zweitaktmotor seine Dienste verweigerte, Zeuge eines Blickes, nach dem nichts mehr so war wie zuvor.

Nadja Mayer

QUELENNACHWEISE

Lily Brett, Auszug aus »Liebe«. Aus: Lily Brett, Zu sehen. Aus dem Amerikanischen von Anne Lösch. © Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2008.

Kurt Drawert, »Aber die Liebe ist nur eine Einbildung«. Aus: Kurt Drawert, Idylle, rückwärts. Gedichte aus drei Jahrzehnten. © C. H. Beck Verlag, München 2011.

Max Frisch, Skizze eines Unglücks. Aus: Max Frisch, Tagebuch 1966-1971. © Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1972.

Judith Hermann, Sonja. Aus: Judith Hermann, Sommerhaus, später. © S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main 1998.

Ernst Jandl, »liegen, bei dir«. Aus: Ernst Jandl, poetische werke. Herausgegeben von Klaus Siblewski. © 1997 Luchterhand Literaturverlag, München, in der Verlagsgruppe Random House GmbH.

Miranda July, Etwas, das nichts braucht. Aus: Miranda July, Zehn Wahrheiten. Stories. Aus dem Englischen von Clara Drechsler und Harald Hellmann. Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2008 Diogenes Verlag AG, Zürich.

Daniel Kehlmann, Wie ich log und starb. Aus: Daniel Kehlmann, Ruhm. Ein Roman in neun Geschichten. Copyright © 2009 Rowohlt Verlag GmbH, Reinbek bei Hamburg.

David Levithan, woo, v. umwerben, V. Aus: David Levithan, Das Wörterbuch der Liebenden. Aus dem Englischen von Andreas Steinhöfel. © 2010 Graf Verlag in der Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin.

Nadja Mayer, Matching-Punkte. Originalbeitrag. © Nadja Mayer. Abdruck mit freundlicher Genehmigung der Autorin.

Albert Ostermaier, »reisebegleiter«. Aus: Albert Ostermaier, für den anfang der nacht. Liebesgedichte. © Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2007.

Angelika Overath, Kirschbäume und frühe Zweifel. Aus: Angelika Overath, Fließendes Land. © 2012 Luchterhand Literaturverlag, München, in der Verlagsgruppe Random House GmbH.

Camille de Peretti, Thérèses Zimmer, 3, 23 Uhr 00. Auszug aus: Camille de Peretti, Wir werden zusammen alt. Deutsche Übersetzung von Hinrich Schmidt-Henkel. Copyright © 2008 Éditions Stock; 2011 Rowohlt Verlag GmbH, Reinbek bei Hamburg.

Ralf Rothmann, Strange Little Girl. Aus: Ralf Rothmann, Ein Winter unter Hirschen. Erzählungen. © Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2001.

Peter Stamm, Der Lauf der Dinge. Aus: Peter Stamm, Seerücken. © 2011 by Peter Stamm. Alle Rechte vorbehalten S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main.

Botho Strauss, Verkennung. Aus: Botho Strauss, Sie/Er. Erzählungen. Ausgewählt von Thomas Hürlimann. © Carl Hanser Verlag München 2012.

Jean-Philippe Toussaint, Prag. Aus: Jean-Philippe Toussaint, Selbstporträt (in der Fremde). Aus dem Französischen von Bernd Schwibs. © Frankfurter Verlagsanstalt GmbH, Frankfurt am Main 2001.

William Carlos Williams, »This is just to say«. Deutsch von Hans Magnus Enzensberger: »Nur damit du Bescheid weißt«. Aus: William Carlos Williams, Die Worte, die Worte, die Worte. Gedichte. Amerikanisch und deutsch. Übertragung, das Gedicht »Envoi« und Nachwort von Hans Magnus Enzensberger. © Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1962.